

Der Vorschuss auf das Gelingen

Der Vorschuss auf das Gelingen

Über die Haltung, die zur Wirklichkeit wird

Nach einem Vortrag über Optimismus und Pessimismus

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2018

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2018

Aber jeder Schatten ist im letzten doch auch Kind des Lichts, und nur wer Helles und Dunkles, Krieg und Frieden, Aufstieg und Niedergang erfahren, nur der hat wahrhaft gelebt.

Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern*,
Kapitel „Die Agonie des Friedens“

KAPITEL I

Die Unerschütterlichen

Es gibt unter den Menschen eine Art, die sich schwer beschreiben und doch niemals verwechseln lässt. Man erkennt sie nicht am Glück, das ihnen zugefallen wäre, und nicht an der Begabung, die man an ihnen rühmen könnte; man erkennt sie an einer Leichtigkeit der Bewegung, die beinahe etwas Unheimliches hat. Es sind jene, die scheitern und weitergehen. Jene, die abgewiesen werden und ein zweites Mal anklopfen, ohne dass ihre Stimme dabei dünner würde. Jene, die alles verlieren und, während die anderen noch das Ausmaß des Verlustes berechnen, bereits wieder zu bauen begonnen haben — mit einer Ruhe, die auf den Zuschauer fast unmenschlich wirkt, weil sie ihm keine der Regungen anbietet, die er selbst an dieser Stelle hätte.

Ich habe solche Menschen mein Leben lang mit einer Mischung aus Neid und Neugier betrachtet, und ich gestehe, dass ich lange nach dem Geheimnis gesucht habe, das ihnen zugrunde liegen müsse: nach einer verborgenen Reserve, einem Vermögen, einer Protektion, irgendeiner heimlichen Sicherung, die ihnen erlaubte, so unbekümmert über den Abgrund zu gehen. Ich habe nichts dergleichen gefunden. Was ich fand, war so einfach, dass es sich, wie alles ganz Einfache, vor aller Augen verbirgt: Diese Menschen handeln so, als würde am Ende immer alles gut werden.

Nicht weil sie an Magie glaubten. Nicht weil sie sich etwas vormachten oder das Unglück nicht zu buchstabieren verstünden — sie kennen es gewöhnlich genauer als die Ängstlichen, denn sie sind ihm öfter begegnet. Sondern weil sie irgendwann entdeckt haben, dass diese Annahme, mit Zucht und Beharrlichkeit angewandt, sich selbst erfüllt; dass sie zuverlässiger arbeitet als jede Berechnung, jede Absicherung, jede Strategie, die man dem Dasein entgegenhalten kann.

Es ist der Unterschied zwischen dem Menschen, der das Leben verwaltet, und dem, der es meistert. Der eine legt jede Handlung erst auf die Waagschale und wartet, bis das Zünglein sich beruhigt hat; der andere handelt, während die Waage noch schwankt, und stellt später fest, dass sein Handeln das Gewicht verändert

hat. Beide sind gleich klug. Nur ist der eine ein Zuschauer seines Lebens geblieben und der andere ein Teilnehmer geworden.

Und hier beginnt eine Untersuchung, die weder in die Erbaulichkeit noch in die Schwärmerei führt. Denn was ich hier zu beschreiben versuche, ist keine Tröstung. Es ist eine Technik — die härteste, die ich kenne.

Der schwache Vetter

Man wird sogleich einwenden, das sei doch nichts anderes als das, was man in unserem Jahrhundert das positive Denken nennt: jene Ware, die auf allen Märkten feilgeboten wird, in Bändchen mit heiteren Umschlägen, in Kursen, in Sprüchen, die man sich an den Spiegel heftet. Nichts wäre falscher. Das positive Denken ist der schwache Vetter dessen, wovon hier die Rede ist; es trägt denselben Namen wie sein starker Verwandter und hat weder dessen Knochenbau noch dessen Ausdauer.

Das positive Denken ist das erzwungene Lächeln. Es ist die Formel, die man sich vor dem Spiegel vorspricht, das Beharren darauf, alles sei in Ordnung, während es offenkundig nicht in Ordnung ist. Es ist eine Aufführung, ein Theater des Optimismus, und wie jede Aufführung hält es genau so lange, wie kein wirklicher Druck auf die Bretter kommt. Beim ersten Sturm bricht die Kulisse zusammen, und was dahinter zum Vorschein kommt, ist gewöhnlich nicht der Mut, sondern das nackte Entsetzen, das man so lange übermalt hat, bis man selbst an die Farbe glaubte.

Wovon hier zu sprechen ist, ist etwas Härteres, Dunkleres und ungleich Weitreichenderes. Es ist die *operative Annahme* — die Annahme also, die nicht gedacht, sondern gehandhabt wird —, das Dasein sei, allen Gegenbeweisen zum Trotz, auf Fügung angelegt. Man beachte den Wortlaut genau, denn in ihm liegt alles. Nicht auf das Glück eines Einzelnen ist es angelegt. Nicht auf seine Bequemlichkeit. Nicht auf die Erfüllung dessen, was er sich in der Stille seiner Nächte ausgemalt hat. Sondern darauf, dass die Dinge sich fügen: dass sie zu einer Gestalt zusammentreten, die er im Augenblick noch nicht sehen kann und die sehr wohl eine Gestalt des Verlustes sein mag.

Und zu dieser Annahme tritt die Entscheidung, aus ihr heraus zu handeln — auch dann, ja gerade dann, wenn jedes Zeichen ringsum das Gegenteil schreit und die ganze sichtbare Welt sich verschworen zu haben scheint, ihm die Vergeblichkeit seines Tuns zu beweisen.

Das ist kein Lächeln vor dem Spiegel. Das ist eine Haltung im Feuer.

KAPITEL 3

Die Vorhersagemaschine

Man hält dies gern für Philosophie und darf es doch getrost der Physiologie überlassen. Denn das Gehirn ist keine Kamera, die die Wirklichkeit aufzeichnet, sondern eine Maschine, die sie voraussagt. Es nimmt die Welt nicht unmittelbar wahr; es entwirft sie zunächst aus Erwartungen und vergleicht dann, was hereinkommt, mit dem Entwurf — und alles, was nicht in das erwartete Muster passt, wird beiseitegeräumt, ehe es das Bewusstsein überhaupt erreicht. Was wir für die Welt halten, ist zu einem erheblichen Teil eine Auswahl, die niemand getroffen zu haben glaubt.

An der Basis des Gehirns liegt ein Geflecht von Nervenzellen, das die Anatomen das retikuläre Aktivierungssystem nennen. Es entscheidet, was wir bemerken und was wir übersehen; es ist der Türsteher, der aus dem unendlichen Andrang der Erscheinungen die wenigen einlässt, die zu unserer Erwartung passen. Wer Gefahr erwartet, wird überall Bedrohung sehen, und er wird sie nicht finden — er wird sie finden, denn in jeder Straße, in jedem Gesicht, in jedem Satz ist genug Zweideutigkeit vorhanden, um einen Verdacht zu nähren. Wer Scheitern erwartet, wird in jedem gleichgültigen Vorfall den Beweis seiner Unzulänglichkeit erkennen. Und wer erwartet, dass sich die Dinge fügen, wird Gelegenheiten und Wege bemerken, die ihm vorher unsichtbar waren — nicht weil sie nicht da gewesen wären, sondern weil sein Apparat darauf geeicht war, sie zu übergehen.

Hier liegt der ganze Mechanismus jener scheinbaren Magie, um die so viel Aberglaube gewuchert ist. Der Mensch, der handelt, als würde alles gut werden, lebt nicht in einer anderen Welt als der, der die Katastrophe erwartet. Beide leben in derselben Welt; nur sehen sie sie durch verschiedene Filter. Weil sie Verschiedenes sehen, handeln sie verschieden; weil sie verschieden handeln, empfangen sie verschiedene Ergebnisse. Die Annahme verändert nicht das Universum. Sie verändert den Beobachter — und ein veränderter Beobachter verändert, was er sieht, durch den schlichten Umstand seiner Beteiligung.

Das ist keine Mystik, sondern angewandte Seelenkunde, und sie ist alt. Von

den Stoikern der Kaiserzeit bis zu den Erkenntnisforschern unserer Tage hat man dies immer wieder gewusst und immer wieder vergessen. Doch das Wissen allein leistet nichts. Die Annahme muss tätig werden, sonst bleibt sie eine Meinung, und Meinungen haben noch nie ein Leben verändert.

KAPITEL 4

Der Vorschuss

Man kann sich in diesen Zustand nicht hineindenken. Man muss sich in ihn hineinhandeln. Und genau hier scheitern die meisten, denn was verlangt wird, fühlt sich zunächst unvernünftig an, verfrüht, ja töricht: investieren, ehe ein Beweis für den Ertrag vorliegt; sich festlegen, ehe man Gewissheit hat; vorwärtsgehen, ehe der Weg sichtbar ist.

Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch tun.

Johann Wolfgang von Goethe, *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, „Aus Makariens Archiv“

Und nun das Sonderbare, das den ganzen Vorgang zum Paradox macht: Eben jene Handlungen, die in Abwesenheit der Beweise unternommen werden, erzeugen die Beweise, die sie rechtfertigen. Der Beleg kommt nach dem Vertrauen, nicht vor ihm. Wer darauf besteht, ihn vorher zu sehen, wird ihn niemals sehen, denn er verweigert dem Leben genau jene Handlung, aus der der Beleg hätte hervorgehen können.

Man nenne dieses Vertrauen nicht Glauben; es ist keiner. Es ist eine strategische Haltung, die den Menschen für Gelegenheiten bereitmacht, welche nur denen erscheinen, die bereits in Bewegung sind. Denn das ist das strenge Gesetz der Sache: Die Gunst des Augenblicks findet niemanden, der sitzt.

Man betrachte den Menschen, der das Scheitern erwartet. Er zögert. Er bereitet sich vor und bereitet sich abermals vor; er sammelt Auskünfte, er wartet auf die vollkommenen Bedingungen, und in diesem Warten hat er das Gefühl, klug zu sein. Und während er wartet, handelt der andere. Er greift zum Telefon. Er schickt den Brief. Er erscheint unvorbereitet zur Zusammenkunft und erfährt unterwegs, was er hätte wissen sollen. Er scheitert laut und rasch und versucht es ein zweites Mal, ehe das Echo des ersten Fehlschlags verklungen ist.

Mit der Zeit wird der Abstand zwischen beiden zum Abgrund. Nicht weil der eine klüger wäre — häufig ist er es nicht —, sondern weil der eine in Bewegung ist und der andere in Vorbereitung. Das Leben, wenn wir so von ihm sprechen dürfen, belohnt nicht die Vorbereiteten. Es belohnt die Bewegten.

KAPITEL 5

Der Zögernde

Es gibt eine Form der Klugheit, die nichts anderes ist als sehr gut verkleidete Furcht. Sie spricht die Sprache der Vernunft; sie führt Zahlen an; sie beruft sich auf Erfahrung und auf die Notwendigkeit, nichts zu übereilen. Und sie hat in allem recht, nur nicht darin, dass sie das Leben verhindert.

Verstecke sind unzählige, Rettung nur eine, aber Möglichkeiten der Rettung wieder so viele wie Verstecke. Es gibt ein Ziel, aber keinen Weg; was wir Weg nennen, ist Zögern.

Franz Kafka, *Betrachtungen über Sünde, Leid, Hoffnung und den wahren Weg*, Nr. 26

Kafka, der Meister aller Zögernden, hat das Verhängnis in einem Satz aufgeschrieben, den er selbst nicht überwinden konnte: Der Weg ist nicht das, was uns vom Ziel trennt — unser Zaudern ist es. Wer das begriffen hat, hört auf, den Aufschub für eine Wegstrecke zu halten. Er sieht ihn als das, was er ist: als Stillstand, der sich Bewegung nennt.

Der Mensch, der handelt, als würde alles gut werden, ist deshalb immer unterwegs, weil er keine Erfolgsgarantie braucht, um zu beginnen. Er braucht nur die Möglichkeit — und er behandelt die bloße Möglichkeit als ausreichenden Grund. Darin liegt seine ganze Überlegenheit, und darin liegt zugleich das, was den Vorsichtigen an ihm empört: Er scheint sich Rechte zu nehmen, die ihm niemand zugesprochen hat.

Aber es sind keine Rechte. Es ist ein Vorschuss, den er sich selber gewährt, weil er ausgerechnet hat, dass die Zinsen des Wartens höher sind als das Risiko des Anfangens.

Die Dunkelheit der Annahme

Und nun muss von jener Seite der Sache gesprochen werden, die in den Erbauungsbüchern nicht vorkommt, weil sie sich nicht verkaufen lässt.

So zu handeln, als würde alles gut werden, bedeutet nicht, dass alles so wird, wie man es sich gewünscht hat. Manchmal fügen sich die Dinge, indem sie zerfallen. Manchmal ist die Fügung nicht jene, die man gewählt hätte, wenn man hätte wählen dürfen. Manchmal heißt sie Verlust, heißt Schmerz, heißt die Zerstörung von allem, was man zu bauen glaubte, und es ist kein Trost darin verborgen, den man einem Trauernden anbieten dürfte.

Der Mensch, der aus dieser Annahme wirklich lebt, weicht vor solchen Ausgängen nicht zurück. Er deutet sie auch nicht um in ein heimliches Gutes — diese fromme Rechenkunst, mit der man Unglück in Segen umbucht, ist ihm fremd und verächtlich. Er nimmt nur an, dass das Sichfügen weitergeht. Dass die Geschichte nicht zu Ende ist. Dass die Auflösung sich noch entfaltet und seine Aufgabe darin besteht, weiter zu handeln, auch wenn das gegenwärtige Kapitel in Asche geschrieben steht.

Diese Annahme ist deshalb nicht Zuversicht, sondern etwas viel Kälteres und Tapfereres: die disziplinierte Entscheidung, den tätigen Optimismus aufrechtzuerhalten angesichts von Tatsachen, die die Verzweiflung vollkommen rechtfertigen würden. Weiterzubauen, wenn sich das Fundament als Sand erwiesen hat. Weiterzulieben, wenn Liebe mit Verrat beantwortet wurde. Weiterzuschaffen, wenn die Welt alles zurückgewiesen hat, was man ihr gab.

Und dies nicht aus Naivität. Sondern weil dieser Mensch richtig gerechnet hat: Die Alternative ist schlimmer. Die Alternative heißt Lähmung. Sie heißt der langsame Tod eines Geistes, der das Schlimmste erwartet und eben dadurch bekommt; sie heißt ein Leben der Bestätigung, in dem jeder Fehlschlag den Zynismus rechtfertigt und jeder Zynismus den nächsten Fehlschlag sichert. Es ist ein vollkommener Kreis, und es ist ein Kerker.

Die Sprache

Wer diese Annahme in sich aufnimmt, wird sein Verhalten bis in die kleinsten Fasern prüfen müssen, und er wird bei der Sprache beginnen, denn dort ist der Verrat am leichtesten zu ertappen.

Wie spricht ein Mensch von seiner Zukunft? Versieht er jede Aussage mit einem stillen Vorbehalt? *Ich hoffe, es klappt. Wenn alles gut geht. Vorausgesetzt, es kommt nichts dazwischen.* Das sind keine harmlosen Gewohnheiten der Rede, keine Höflichkeiten gegenüber dem Schicksal, wie man sich einredet. Es sind Proben des Scheiterns — Generalproben, in denen die Niederlage schon einmal durchgespielt wird, damit sie später keine Überraschung sei. Und es sind zugleich Anweisungen an jene Vorhersagemaschine, von der die Rede war: Suche nach Belegen dafür, dass es nicht gelingt. Sie ist gehorsam. Sie wird finden.

Der andere spricht anders. Nicht mit wahnhafter Gewissheit — das wäre wieder nur die Aufführung —, sondern mit entschiedener Absicht. *Das ist es, was ich baue. Dorthin gehe ich. Das geschieht als Nächstes.* Seine Sprache ist behauptend, nicht bedingend; sie setzt die Fortsetzung voraus, statt um sie zu bitten. Und diese Sprache formt das Verhalten, und das Verhalten formt das Ergebnis.

Man hat solche Sätze zu allen Zeiten für Anmaßung gehalten. Sie sind das Gegenteil. Anmaßend ist, wer vom Leben eine Sicherheit verlangt, ehe er ihm etwas anbietet.

KAPITEL 8

Der Leib

Auch der Körper gehört in diese Übung, und man unterschätze das nicht, denn er lügt langsamer als die Zunge.

Die Annahme, dass sich die Dinge fügen, ist nichts bloß Geistiges. Sie sitzt in der Haltung, im Atem, im Tempo des Gangs. Wer die Katastrophe erwartet, ist angespannt und verkrampft, immer im Ansatz des Zurückzuckens; seine Bewegungen sind klein, vorsichtig, schützend, als müsste er jederzeit eine offene Flanke decken. Wer die Fügung erwartet, bewegt sich weit. Er nimmt Raum ein, ohne ihn zu erobern. Er atmet tief. Er geht, als trüge ihn der Boden — nicht weil er wüsste, dass er ihn trägt, sondern weil er entschieden hat, es anzunehmen.

Und diese Haltung verändert alles, was um ihn her geschieht: wie er wahrgenommen wird und wie die Welt ihm antwortet. Die Menschen fühlen sich zu jenen hingezogen, die sich mit Sicherheit bewegen, und sie weichen, oft ohne es sich einzugestehen, vor jenen zurück, deren Körper um Schonung bittet. Die Gelegenheiten fließen zu denen, die schon auf sie zuzugehen scheinen. Der Leib, auf die Annahme eingestellt, wird zum Magneten für genau die Dinge, die die Annahme vorhersagt.

Es ist eine unbequeme Wahrheit, dass die Welt nicht den Bedürftigsten hilft, sondern den Bewegten. Aber sie ist keine Grausamkeit; sie ist eine Mechanik. Und Mechanik lässt sich benützen.

KAPITEL 9

Geld und Furcht

Die wirtschaftlichen Folgen dieser Haltung sind tiefgreifend und werden fast immer missverstanden. Man unterstellt dem tätigen Optimisten Leichtsinn; man vermutet, er werfe sein Geld hinaus, weil er das Unglück nicht ernst nehme. Das Gegenteil ist der Fall. Er geht häufiger *berechnete* Risiken ein als der Furchtsame — eben weil ihn die Furcht vor dem Verlust nicht lähmt und ihm daher den Blick auf das Verhältnis von Einsatz und Aussicht nicht verstellt.

Es gibt mehr Dinge, die uns erschrecken, als solche, die uns wirklich bedrängen; und wir leiden öfter in der Einbildung als in der Wirklichkeit.

Seneca, *Epistulae morales ad Lucilium*, 13,4

Er investiert in sich selbst, ehe er sich bereit fühlt. Er nimmt den Lehrer, kauft das Werkzeug, mietet den Raum, verpflichtet sich zu dem Vorhaben — er handelt so, als wäre der Ertrag unausweichlich, und eben dies erzeugt ihn häufig. Der Furchtsame dagegen hortet. Er wartet, bis er genug hat, bis er sicher ist, bis die Bedingungen vollkommen sind. Und er erreicht die Schwelle nie, weil die Schwelle sich mit ihm bewegt: Jede erreichte Sicherheit gebiert im selben Augenblick die nächste Unsicherheit, die noch zu beseitigen wäre.

Die Annahme ist keine Finanzlehre. Aber sie ist der Boden, auf dem jede Finanzlehre erst stehen kann, weil sie jene Fähigkeit zum Risiko freisetzt, ohne die kein Wachstum stattfindet — weder auf dem Markt noch anderswo.

Das Klima des Zutrauens

Nicht geringer sind die Folgen für alles, was zwischen Menschen geschieht.

Wer in einer Bindung handelt, als würde alles gut werden, verhält sich anders als der, der das Verlassenwerden erwartet. Er klammert nicht, weil er die Verbindung nicht für zerbrechlich hält. Er ist nicht eifersüchtig, weil er die Liebe nicht für knapp hält. Er gibt großzügig, weil er annimmt, dass Großzügigkeit zurückkehrt. Er ist verletzlich, weil er annimmt, dass Verletzlichkeit mit Fürsorge beantwortet wird und nicht mit Ausbeutung.

Und dieses Verhalten, mit Beharrlichkeit gelebt, erschafft eben jenes Klima, das es voraussetzt. Denn die Menschen antworten auf Vertrauen, indem sie vertrauenswürdig werden, und sie antworten auf Liebe, indem sie liebend werden — nicht immer, nicht ausnahmslos, aber häufig genug, um daraus eine Lebensform zu machen.

Man sage nicht, dies sei ein Schutz vor dem Verrat. Es ist keiner. Die Annahme gibt keine Garantie, und wer sie als Versicherung missversteht, wird bitter enden. Sie ist nur die einzige Haltung, unter der eine wirkliche Verbindung überhaupt möglich wird. Denn die Deckung des Misstrauischen erzeugt genau jene Entfernung, die er fürchtet; er wird verlassen, weil er sich vorsorglich schon halb entfernt hat, und hält den Ausgang dann für die Bestätigung seiner Klugheit.

Die strategische Torheit

Hier wird die Sache anspruchsvoll. Denn so zu handeln, als würde alles gut werden, heißt keineswegs, die Wirklichkeit zu leugnen; es heißt nicht, zu tun, als gäbe es keinen Schmerz und keine Ungerechtigkeit. Im Gegenteil: Der Mensch, der aus dieser Annahme lebt, ist gewöhnlich eher bereit, der harten Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, als der Furchtsame — weil er vor dem, was er finden könnte, keine Angst hat.

Auf diese Weise verwandelt und bildet die Seele ein Hindernis unseres Wirkens um in sein Gegenteil: was unser Werk aufhalten sollte, gestaltet sich selbst zum guten Werke, und ein Weg eröffnet sich eben da, wo uns der Weg versperrt ward.

Mark Aurel, *Selbstbetrachtungen*, Fünftes Buch, 20

Der Furchtsame meidet die Wirklichkeit, weil er erwartet, dass sie seine Ängste bestätigt. Der Tätige stellt sich ihr, weil er erwartet, dass sie nachgibt. Beide sehen dieselben Hindernisse; nur bewohnt der eine sie und der andere setzt sie in Bewegung.

Dieser Einsatz verlangt etwas, das man die strategische Torheit nennen könnte: die Bereitschaft, töricht auszusehen, zu früh zu handeln, sich ohne Bürgschaft festzulegen. Wer auf Beweise wartet, ehe er handelt, wird niemals handeln, denn Beweise sind das Ergebnis des Handelns und nicht seine Voraussetzung. Wer so handelt, als würde alles gut werden, ist bereit, der Narr zu sein: Er beginnt, ehe er bereit ist, er baut, ehe er die Mittel hat, und er erträgt die Peinlichkeit und die öffentliche Berichtigung nicht deshalb, weil ihm Demütigung angenehm wäre, sondern weil er nachgerechnet hat, dass der Preis, töricht auszusehen, niedriger ist als der Preis des Wartens auf Bedingungen, die niemals eintreten.

Die Geschichte ist voll von diesen Narren. Unternehmer, die in der Krise gegründet haben, weil sie mit der Erholung rechneten. Künstler, deren Werk Jahrzehnte lang übersehen wurde, weil sie mit der späteren Anerkennung rechneten

und weiterarbeiteten, während man über sie hinweg sah. Forscher, die verlachte Vermutungen verfolgten, weil sie annahmen, die Wahrheit werde sich am Ende durchsetzen. Das waren keine Menschen, die Beweise missachtet hätten. Es waren Menschen, die Beweise anders gewichteten: die der eigenen Überzeugung mehr vertrauten als dem Urteil derer, die nichts eingesetzt hatten. Und auf lange Sicht wurden sie oft bestätigt — nicht weil sie recht behielten, sondern weil sie in Bewegung blieben, und Bewegung findet am Ende ihren Weg.

Die Teilnahme

Wenn man in dieser Sache überhaupt von einer geistlichen Dimension sprechen darf — und ich zögere, das Wort zu gebrauchen, weil es so viel Nebel um sich hat —, so liegt sie in der Auflösung der Grenze zwischen dem Ich und dem Geschehen.

Wer wirklich so lebt, hört irgendwann auf, sich als getrennt von der Fügung der Dinge zu erfahren. Er wird Teil des Vorgangs, statt ihn zu beobachten. Er hört auf zu fragen, ob sich die Dinge fügen werden, und beginnt zu fragen, wie er an ihrem Sichfügen teilnehmen kann. Das ist keine Verschmelzung, keine Ekstase, nichts, was einen Namen aus der Mystik verdiente. Es ist eine sehr nüchterne Verschiebung: fort von dem vereinzelt Ich, das den Ausgang beherrschen will, hin zu einem Handeln, das sich mit der Strömung der Ereignisse bewegt.

Und diese Verschiebung nimmt die Angst weg — nicht die Angst überhaupt, aber jene besondere, zermürbende Angst, die daher rührt, dass man verwalten will, was sich nicht verwalten lässt. Man muss nicht wissen, wie die Dinge sich fügen werden. Man muss nur wissen, dass man Teil des Sichfügens ist, und danach handeln.

Die Untergrabung

Diese Annahme aufrechtzuerhalten, verlangt eine unablässige Wachsamkeit gegenüber den Kräften, die sie untergraben, und diese Kräfte sind zahlreich, geduldig und meist wohlmeinend.

Da sind die Nachrichten, die die Aufmerksamkeit durch Bedrohung einfangen, weil Bedrohung die billigste Weise ist, einen Menschen festzuhalten. Da ist der Vergleich mit den anderen, der nie eine Auskunft ist, sondern immer nur ein Auslöser der Unsicherheit. Da ist die Erinnerung an früheres Scheitern, die sich als Erfahrung ausgibt und in Wahrheit eine Prophezeiung ist. Und da sind, am schwersten abzuwehren, die wohlgemeinten Warnungen der Freunde und der Familie, die schützen wollen, indem sie stillstellen — die aus Liebe raten, nichts zu wagen, und nicht bemerken, dass sie ihre eigene Furcht als Fürsorge ausgeben.

All diese Kräfte sind wirklich, und wer sie leugnet, ist ein Tor. Der Tätige leugnet sie nicht. Er ordnet sie ein. Er erkennt, dass die Nachricht eine Auswahl der Wirklichkeit ist, hergestellt für die Aufmerksamkeit. Dass der Vergleich keine Information trägt. Dass vergangenes Scheitern eine Angabe ist und kein Schicksal. Und dass die Warnung des anderen häufig nichts weiter mitteilt als dessen eigene Angst, nicht aber ein Urteil über sein Vermögen.

Denn dies ist keine einmalige Entscheidung, die man trifft und dann besitzt. Es ist eine tägliche Übung. Jeden Morgen muss die Annahme erneuert, an jedem Hindernis muss sie angewandt, bei jedem Rückschlag muss sie geprüft werden. Und die Prüfung ist nicht die abwartende Frage, ob sich die Dinge nun endlich fügen. Sie lautet anders, und sie richtet sich nach innen: Ist noch Bewegung da? Ist noch Beteiligung da? Wird noch der nächste Schritt gesucht, statt beim letzten Sturz zu verweilen? Wo die Antwort ja heißt, ist die Annahme tätig. Wo sie nein heißt, ist sie von den Beweisen zersetzt worden und muss durch bewusstes Handeln wiederhergestellt werden — nicht durch besseres Denken.

Die letzte Prüfung

Die letzte Prüfung dieser Übung ist die Katastrophe: jener Augenblick, in dem wirklich alles zerbrochen scheint und in dem die Annahme nicht mehr optimistisch, sondern geradezu wahnhaft wirkt. Der Tod eines geliebten Menschen. Der Zusammenbruch eines Lebenswerkes. Der Verrat dessen, dem man alles anvertraut hatte. Die Diagnose, die alles verändert.

*Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.*

Friedrich Hölderlin, *Patmos*

In solchen Augenblicken bedeutet es nicht, zu tun, als sei die Katastrophe keine. Es bedeutet zu erkennen, dass das Sichfügen auch durch die Katastrophe hindurch weitergeht; dass es einen Weg durch die Ruinen gibt — nicht weil einem das Dasein einen schuldete, sondern weil man noch da ist, noch atmet, noch zu einer nächsten Handlung fähig.

Die Annahme wird hier zu etwas anderem als vorher. Sie ist keine Voraussage des Ausgangs mehr. Sie ist eine Verpflichtung zum Weitermachen: *Ich weiß nicht, wie das ausgeht, aber ich bin noch hier, und ich handle weiter so, als würde es gut werden.*

Das ist die tiefste Form der ganzen Sache, und sie ist der Erkenntnis benachbart, die Nietzsche in einem seiner hellsten Augenblicke gefunden hat:

*Ich will immer mehr lernen, das Notwendige an den Dingen als das Schöne sehen: — so werde ich Einer von Denen sein, welche die Dinge schön machen.
Amor fati: das sei von nun an meine Liebe!*

Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, Viertes Buch, 276

Es liegt darin die Einsicht, dass die Fügung kein Ziel ist, sondern ein Vorgang; dass es kein Plateau gibt, auf dem der Kampf endet und von dem aus man nur noch zu genießen hätte. Wer so handelt, als würde alles gut werden, erwartet gar nicht anzukommen. Er erwartet, in Bewegung zu bleiben, und er vertraut darauf, dass die Bewegung selbst das Sichfügen ist.

Eine Haltung, lange genug gehalten

Dies ist kein Rezept für das Glück im herkömmlichen Sinn. Es ist ein Rezept für Lebendigkeit, für jenes Gefühl, ganz und gar am Leben zu sein, selbst in der Bedrängnis. Wer es besitzt, braucht nicht, dass alles nach Plan verläuft. Er braucht nur, Teil der Entfaltung zu sein und zu wissen, dass seine Teilnahme zählt.

Die Anwendung auf das eigene Leben beginnt mit einer einzigen Frage, und sie ist unbequemer, als sie klingt: Was täte ein Mensch, wenn er wüsste, dass alles gut wird? Nicht hoffte. Nicht für wahrscheinlich hielte. Sondern wüsste — mit jener Gewissheit, die wir sonst nur der Vergangenheit zugestehen. Die Antwort legt die wirklichen Prioritäten frei, befreit von der Angst, die sie verzerrt. Und die Aufgabe besteht dann darin, mit genau diesen Dingen zu beginnen.

Klein anfangen. Das Gespräch führen, dem man ausweicht. Die Nachricht schicken, die man seit Wochen im Kopf formuliert. Die Zeit einsetzen, die man hortet. Sich dem Weg verpflichten, den man bisher vom Rand aus betrachtet hat. Und es tun mit der Haltung, der Sprache und dem Gang eines Menschen, der weiß, dass dies der richtige nächste Schritt ist, auch wenn der ganze Weg unsichtbar bleibt.

Mit der Zeit baut diese Übung einen Schwung auf, der schwer zu beschreiben und unmöglich zu leugnen ist. Es sammeln sich Belege, die die Annahme stützen — nicht weil ein Universum die Zuversicht belohnte, sondern weil das Verhalten sich so verändert hat, dass es bessere Ergebnisse hervorbringt. Er versucht es öfter. Er bleibt länger dran. Er bemerkt eher die Gelegenheit und erholt sich rascher vom Sturz. Und jedes Ergebnis stärkt die Annahme, die das Verhalten stärkt, in einem Kreislauf, der von außen wie Magie aussieht und nichts ist als Seelenkunde, mit Zucht angewandt.

Am Ende geht es nicht um Ergebnisse. Es geht um Identität. Wer so handelt, versucht nicht, dem Dasein abzurufen, was er wünscht; er wird zu der Art Mensch, die mit dem umgehen kann, was das Dasein gibt. Er baut eine Widerstandskraft auf, die nicht von günstigen Umständen abhängt, und diese Fähig-

keit ist die einzige wirkliche Sicherheit, die es gibt. Nicht Geld, nicht Rang, nicht Bindung, sondern das innere Wissen, dass man dem begegnen kann, was kommt; dass man in Bewegung bleiben kann; dass man handeln kann, als ginge das Sich-fügen weiter, auch wenn die Belege dünn sind.

Wer die Katastrophe erwartet, wird sich niemals ganz auf etwas einlassen. Wer die Fügung erwartet, kann sich vollständig einlassen, weil er weiß, dass selbst das Scheitern zu ihr gehört, dass der Verlust ein Stück des Weges ist und selbst der Tod nicht das Ende der Geschichte, sondern ihr Übergang.

*Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.*

Johann Wolfgang von Goethe, *Faust*, Zweiter Teil, „Bergschluchten“

Das ist kein Glaube, den man annimmt. Es ist eine Praxis, die man verkörpert, Tag für Tag, Handlung für Handlung, Atemzug für Atemzug — nicht etwas, das man tut, sondern etwas, das man wird.

Sie wird den Schmerz nicht verhindern. Sie wird niemanden gegen den Verlust feien. Aber sie wird ihn fähig machen, hindurchzugehen, mit einer Kraft, die der Furchtsame sich nicht vorstellen kann. Sie wird ihn zu dem Menschen machen, der weitergeht, wenn andere stehen bleiben; der weitersucht, wenn andere sich abwenden; der weiterbaut, wenn andere entschieden haben, dass die Ruinen das letzte Wort behalten.

Die Annahme ist kein Versprechen. Sie ist eine Haltung.

Und eine Haltung, lange genug gehalten, wird zu der Wirklichkeit, die sie angenommen hat.